

Michael Bünker:

Evangelisch für Europa – Erbe der Reformation und Auftrag für die Zukunft

175 Jahre GAW Württemberg, Stuttgart 3.2.2018

Sehr geehrte Frau Vorsitzende des GAW Württemberg und Präsidentin des GAW Deutschland, liebe Prälatin Gabriele Wulz,
sehr geehrte Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder,
dass Sie ausgerechnet einen Österreicher bitten, Ihnen die Festrede zum 175. Geburtstag des GAW Württemberg zu halten, freut mich sehr und ist mir eine Ehre, zugleich erweckt es in mir gemischte Gefühle. Auf der einen Seite legt es sich nahe, denn die Beziehungen zwischen der evangelischen Diaspora in Österreich und den Evangelischen hier in Württemberg sind seit Generationen eng und belegen die gute Vernetzung. Sie haben uns zu Nachbarn gemacht. Das GAW Württemberg spielt dabei eine ganz besondere Rolle! Diese Beziehungen haben die Evangelischen in Österreich seit der Reformation begleitet. Ich erinnere an das Netz, das sich rund um den slowenischen Reformator Primoz Trubar, den früheren Landeshauptmann von Kärnten Hans Ungnad von Sonnegg und Württemberg bis nach Slowenien knüpfen ließ oder an die Aufnahme evangelischer Glaubense migranten in Freudenstadt. Im Blick auf die Jahre der Not nach 1918 fällt ein Erlass des Evangelischen Oberkirchenrates A. und H.B. in Wien aus dem Jahr 1920 auf¹, in dem die Verteilung sogenannter „Liebesgaben“ geregelt wird. Die Evangelischen in Österreich erhielten in der großen Not nach dem Ersten Weltkrieg Hilfe aus den USA und aus Schweden, aber eben auch aus Deutschland. Der Verfasser bezeichnet dies als „schönste und trostreichste“ Erfahrung, dass auch die Evangelischen in Deutschland „trotz

¹ Quellen zur österreichischen evangelischen Kirchengeschichte 1918 – 1945, Wien: Evangelischer Presseverband 1988/89 Nr. 7, S. 59.

eigener bitterer Not“ den Schwestern und Brüdern in Österreich Hilfe zukommen ließen. Dabei wird auch die „unermüdliche Fürsorge der Gustav-Adolf- Vereine“ extra erwähnt und hervorgehoben. Es ließen sich gewiss noch zahlreiche Beispiele der gelebten Solidarität und Verbundenheit im Glauben nennen, die sich in konkreten Hilfsprojekten ausgedrückt haben. Dennoch scheint es gewagt, einen Österreicher um den Vortrag zu bitten, in dem es um das Erbe und Auftrag, also um Vergangenheit und Zukunft geht, denn zu beidem hat der gelernte Österreicher ein durchaus gespaltenes Verhältnis. Im Blick auf die Vergangenheit hält er es gerne mit dem berühmten „Glücklich ist, wer vergisst, was nicht mehr zu ändern ist“ aus der Operette „Die Fledermaus“ von Johann Strauss, die jedes Jahr zum Jahreswechsel in Wien aufgeführt wird. „Glücklich ist, wer vergisst, was nicht mehr zu ändern ist“ klingt wie ein Satz Schopenhauer’scher Philosophie, musikalisch verkleidet in ein Champagner-Delirium. Es ist beinahe zu so etwas wie dem geheimen Leitwort der österreichischen Seele geworden. Denn der gelernte Österreicher liebt zwar die Tradition, will aber an seine Vergangenheit durchaus nicht erinnert werden. Und im Blick auf die Zukunft hält man es bei mir zuhause gerne mit Johann Nepomuk Nestroy, der einmal auf die Frage, was er denn für die Nachwelt zu tun gedächte, geantwortet hat: Ich will für die Nachwelt gerne ebenso viel tun, wie die Nachwelt bisher für mich getan hat. Aber ohne den Blick auf die Vergangenheit bleibt die Gegenwart ein Buch mit sieben Siegeln und die Zukunft verschlossen.

Das Erbe

Aber nun zum Thema! Europa war kein explizites Thema der Reformatoren des 16. Jahrhunderts, aber sie alle hatten schon europaweite Netzwerke und europaweite Wirkungen. Ein Blick auf die Adressenlisten der Briefe von Martin Luther in Wittenberg, Johannes Calvin in Genf oder Heinrich Bullinger in Zürich

belegt das augenscheinlich. Die Bibelübersetzungen in die jeweiligen Landesprachen, ins Deutsche auf der Wartburg und in Wittenberg oder in der Prophezei in Zürich, ob ins Finnische, Isländische, Kroatische, Tschechische oder Englische, initiierten die europaweite Entwicklung von Literatur und Kultur in großer Vielfalt. Dass dann später Überlegungen zu einem geeinten Europa und einer europäischen Friedensordnung gerade auch in evangelischen Kreisen entwickelt wurden, überrascht daher nicht². Ich erinnere an Johann Amos Comenius, der sich in seiner großen Reformschrift von 1645 (*Consultatio Catholica*) dafür einsetzte, den Krieg zu überwinden, durch Erziehung der Menschen eine Änderung der Haltungen zu erreichen und so etwas wie ein Weltfriedensgericht einzusetzen. Die Europäer – so Comenius in erstaunlicher Aktualität - tragen eine besondere Verantwortung, da sie „von Gott mehr als die andere Welt so viele Wohltaten empfangen haben“. Ich erinnere an William Penn, dessen Essay „Towards the Present and Future Peace of Europe“ auf dem Hintergrund von Überlegungen, die in hugenottischen Kreisen entwickelt wurden, liegt. Der Quäkerführer forderte ein europäisches Parlament und eine Einschränkung der einzelstaatlichen Souveränität, auch das klingt uns heute aktuell. Ich erinnere an William Penns Nachfolger John Bellers und seine „Some reasons for an European State“ von 1710 und vieles mehr. Aber die Zeit war dafür nicht reif. Die Religionskriege hatten nicht zur Entstehung eines mehrpoligen Europa im globalen Kontext, sondern im Gegenteil zur Stärkung der Nationalstaaten geführt.

Auffällig scheint mir, dass es ausgerechnet Migranten gewesen sind, die Europa als ein Zukunftsprojekt für ein Zusammenleben in Vielfalt entdeckten und förderten, beinahe so als ob erst der eigene Verlust der angestammten Heimat

² Martin Friedrich, Europa im Blickpunkt evangelischer Theologie – ein Blick in die Geschichte, in: Martin Friedrich/Hans Jürgen Luibl/Christine-Ruth Müller (Hgg.), *Theologie für Europa. Perspektiven evangelischer Kirchen*, Frankfurt/Main: Otto Lembeck 2006, 30-40.

den Wert Europas erst recht erkennen ließe. Dasselbe belegt für die jüngere Zeit ein österreichischer Zeuge, nämlich Stefan Zweig. Er hat 1932 in klarer Analyse der politischen Situation und der zu befürchtenden Entwicklungen nach dem „Irrwitz des Krieges und dem Aberwitz des Nachkrieges“ seine Hoffnungen beinahe verzweifelt auf Europa gerichtet. Sein Plädoyer für Europa war nicht realistisch, sondern messianisch. Zweig glaubte an Europa, wie er selbst schreibt, wie „an ein Evangelium“ und sah die Chance, trotz aller bestehenden Grenzen die vielfältige Welt Europas von innen her als eine Einheit zu empfinden.

Ein wichtiger Ahnherr der europäischen Idee war der Generalsuperintendent von Weimar, Johann Gottfried Herder mit seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (1785-1791). Er plädierte für die Überwindung des Eurozentrismus, für die Vielfalt der Kulturen und für ein Europa als einem sich stets fortentwickelnden Zukunftsprojekt. Wenige Jahre später (1799) hat der Protestant Friedrich von Hardenberg (Novalis) in seiner Schrift „Die Christenheit oder Europa“ das Ideal zur Rückkehr zur mittelalterlichen Einheitskultur aufgestellt, die uns bis heute unter dem Stichwort des „christlichen Abendlandes“ beschäftigt.

Erst unter dem Eindruck der beiden Weltkriege entstanden vereinzelt neue Versuche evangelischer Theologie, Europa in den Blick zu nehmen. Dafür stehen Namen wie Nathan Söderblom für die Zeit des Ersten, sowie Karl Barth und Paul Tillich für die Zeit des Zweiten Weltkriegs und seiner Folgen. Sie plädierten für einen eigenständigen Weg Europas in den durch neue Kräfte gesetzten globalen Rahmen. Das war insbesondere in der Zeit des Kalten Krieges nach dem Zweiten Weltkrieg von Bedeutung. Aber über erste Ansätze sind diese Überlegungen nicht hinausgekommen. Festhalten ließe sich vielleicht, dass es auch aus Sicht evangelischer Theologie und Kirche wichtige

Ansätze dafür gibt, Europa als eine besondere Größe, die sich von anderen Größen der Weltpolitik unterscheidet, zu sehen.

Der Auftrag

Als 1973 die mit der Leuenberger Konkordie die innerprotestantische Spaltung überwunden und die Türe zur Kirchengemeinschaft aufgestoßen war, war Europa noch kein explizites Thema der evangelischen Kirchen. Sie sahen sich seit 1959 in der Konferenz Europäischer Kirchen, der KEK, mit allen nicht römisch-katholischen Kirchen des ganzen Kontinents verbunden und tun dies auch heute noch. Aber als sich mit dem Fall des Eisernen Vorhangs 1989 die Rahmenbedingungen für Europa und damit auch für die Kirchen grundlegend geändert hatten, entstand so gut wie sofort der Bedarf nach einer Neuorientierung der evangelischen Kirchen. Einen wichtigen Schritt stellt die 1992 in Budapest durchgeführte Versammlung evangelischer Kirchen dar. Aber um die seit 1973 kontinuierlich gewachsene Kirchengemeinschaft auf ein gemeinsames Auftreten in einem zusammen wachsenden Europa vorzubereiten, war eine grundlegende Selbstklärung nötig, die im Jahr 1994 durch die Studie „Die Kirche Jesu Christi“ erfolgte³. Diese erste gesamtevangelische Besinnung auf den Auftrag, auf die Gestalt und auf die Bestimmung der Kirche bildet bis heute die Grundlagen dafür, wie sich evangelische Kirchen auf Europa beziehen können. Worin besteht der Auftrag unserer Kirchen in den offenen und pluralistischen Gesellschaften der europäischen Länder? Dazu nennt die Kirchenstudie fünf Felder zur Antwort auf die Frage: „Wie prägt der Protestantismus das Europa von heute und morgen?“

³ Die Kirche Jesu Christi, Leuenberger Texte 1, hgg. von Michael Bünker/Martin Friedrich, Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2012⁴.

Ich nenne stichwortartig diese fünf Felder:

Erstens: Die Kirche in der offenen und pluralistischen Gesellschaft muss eine bekennende Kirche sein. An ihrem Leben aus dem Glauben, an ihrem Lebenszeugnis wird die Kirche erkannt.

Zweitens: Die Kirche in der offenen und pluralistischen Gesellschaft ist eine seelsorgerliche Kirche. Sie nimmt den Menschen in der konkreten Lebenssituation wahr und ernst. Sie bietet durch ihre eigene Glaubwürdigkeit Orientierung in einer Zeit zunehmender Orientierungslosigkeit.

Drittens: Die Kirche in der offenen und pluralistischen Gesellschaft ist eine helfende Kirche. Die bekennende, seelsorgerliche Kirche ist Kirche für andere, für die Schwachen, die Unterdrückten und Rechtlosen.

Viertens: Die Kirche in der offenen und pluralistischen Gesellschaft übt – wo es notwendig ist – prophetische Kritik an den herrschenden Zuständen. Das tut sie insbesondere dort, wo die Würde des Menschen, das menschliche Leben und die Integrität der Schöpfung angetastet und verletzt werden. Deshalb äußert sie sich auch zu Fragen der Politik, der Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung. Aber sie tut es nicht selbstherrlich. Sie weiß, dass sie selbst oft genug eingebunden ist in die Verhältnisse, die sie kritisiert und anprangert. Daher ist die Kirche immer auch zur Buße und Umkehr gerufen. *Ecclesia semper reformanda!*

Und schließlich fünftens: Die Kirche in der offenen und pluralistischen Gesellschaft ist missionarische Kirche. Das Evangelium als Einladung für alle öffentlich zu verkündigen ist ein Grundanliegen aller Kirchen. Die sechste These der Theologischen Erklärung von Barmen drückt das so aus: „Der Auftrag der Kirche, in welchem ihre Freiheit gründet, besteht darin, an Christi Statt ... die Botschaft von der freien Gnade Gottes auszurichten an alles Volk.“

Mit diesen fünf Stichworten ist die Richtung vorgegeben, wenn wir heute über den Auftrag unserer Kirchen in Europa nachdenken. Bei jedem Stichwort war – Sie haben es wohl gehört – stets von der offenen und pluralistischen Gesellschaft die Rede. Für eine solche Gesellschaft, in der das Zusammenleben auf der Grundlage der Menschenrechte geregelt ist, setzen sich die evangelischen Kirchen ein. Darin stehen wir aber heute vor besonderen Herausforderungen, denn Pluralität wird in Europa zunehmend als Bedrohung empfunden und die Offenheit der Gesellschaften scheint durch Extremismen und überzogene Sicherheitsbestrebungen, durch zunehmenden Rechtspopulismus mit seinen Abgrenzungsstrategien und generell durch die verbreiteten Festungsmentalitäten Schritt für Schritt verloren zu gehen. Dazu später noch mehr.

Erinnerung und Versöhnung

Zurück zu unserer europäischen Aufgabe. Der österreichische Schriftsteller Robert Menasse hat 2017 für seinen Europaroman „Die Hauptstadt“ den Deutschen Buchpreis gewonnen. Das Buch sei „ein vielschichtiger Text, der auf meisterhafte Weise existenzielle Fragen des Privaten und des Politischen miteinander verwebt und den Leser ins Offene entlässt“, so die Jury. „Dramaturgisch gekonnt gräbt er leichthändig in den Tiefenschichten jener Welt, die wir die unsere nennen und macht unter anderem unmissverständlich klar: Die Ökonomie allein, sie wird uns keine friedliche Zukunft sichern können.“⁴ Neben allerhand Kuriositäten rund um die EU und um ein in Brüssel frei herumlaufendes Schwein geht es auch um ein großes Jubilee Project, mit dem das Vertrauen der Menschen in Europa gestärkt und neu gewonnen werden soll. Mit der Ideenfindung zur inhaltlichen Füllung des Jubiläums wird

⁴ FAZ 9.10.2017

ein gewisser Martin Susman beauftragt. Für ihn ist bald klar, dass die europäische Integration nicht der Kompromiss zwischen den Nationalstaaten und ihren Konflikten und Widersprüchen ist, sondern der Schritt hin zu einer nachnationalen Entwicklung, die das Gemeinsame betont. Aber was kann das sein? Was verbindet die Bürger und Bürgerinnen Europas? Da schlägt Susman gleichsam einen Geburtsort für Europa vor. Dieser Ort ist Auschwitz. Der Vorschlag wird als verrückt abgetan. Aber Susman beharrt und führt aus: „Die Opfer kamen aus allen Ländern Europas, sie trugen alle dieselbe gestreifte Kleidung, sie lebten alle im Schatten desselben Todes, und sie alle hatten, so sie überlebten, denselben Wunsch, nämlich die für alle Zukunft geltende Garantie der Anerkennung der Menschenrechte. Nichts in der Geschichte hat die verschiedenen Identitäten, Mentalitäten und Kulturen Europas, die Religionen, die verschiedenen so genannten Rassen und ehemals verfeindeten Weltanschauungen so verbunden, nichts hat eine so fundamentale Gemeinsamkeit aller Menschen geschaffen wie die Erfahrung von Auschwitz. Die Nationen, die nationalen Identitäten, das war alles hinfällig, ob Spanier oder Pole, Italiener oder Tscheche, Österreicher, Deutscher oder Ungar, das war alles hinfällig, die Religion, die Herkunft, das alles war aufgehoben in einer gemeinsamen Sehnsucht, dem Wunsch zu überleben, dem Wunsch nach einem Leben in Würde und Freiheit.“⁵ Natürlich scheitert der Plan im Roman von Robert Menasse, am Schluss kümmert sich alles, vor allem in den Internetforen, um das Brüsseler Schwein, das einen Namen bekommen soll. Aber ernsthaft: Menasse berührt mit dem Zusammenhang von Auschwitz und Europa die offenen Stellen einer europäischen Erinnerungskultur, die uns auch im Jahr 2018 mit seinen zahlreichen und sehr verschiedenen Erinnerungs- und Gedenkanklässen beschäftigt. Die Vielfalt der nationalen Großerzählungen

⁵ Robert Menasse, Die Hauptstadt, Berlin: Suhrkamp 2017⁵, 184f.

macht ein gemeinsames Erinnern beinahe unmöglich. Aber wenn Europa mehr sein soll als eine große Freihandelszone mit gemeinsam gesicherter Außengrenze, dann braucht es den „Kampf um die europäische Erinnerung“⁶. Auschwitz und der Holocaust werden als „negativer Gründungsmythos“ Europas ihren besonderen Platz einnehmen. Dies ist gerade angesichts des zunehmenden Antisemitismus von eminent wichtiger Bedeutung. Aber dazu braucht es auch weitere Erinnerungsorte, etwa die Verbrechen des Stalinismus, die Vertreibungen, die Genozide und ethnischen Säuberungen, die furchtbaren Kriege und Kolonialverbrechen und die Migrationsgeschichte. Wodurch wird sich das Europa von morgen identifizieren lassen, wodurch wird es sich vom Europa von gestern unterscheiden? Europa ist ein Kontinent – wie es Joschka Fischer einmal nannte - der „aus Schmerz geboren“ ist. Michael Salewski kommt in seiner „Geschichte Europas“ zu dem Urteil: *„Es gehört zu dem großen Verhängnis der europäischen Geschichte, dass es aus Blut, Haß, Tränen und Mord geboren wurde.“* Dieses Verhängnis zu überwinden ist die Zukunftsaufgabe. Dazu leisten die Kirchen ihren Beitrag. Sie halten an der biblisch begründeten Gedenkkultur fest. Sie setzen sich für ein „Healing of Memories“ ein, für Versöhnung, die auf Wahrheit und Gerechtigkeit begründet ist. In dem Zusammenhang bekommt das vertiefte Miteinander evangelischer und katholischer Kirche im Jahr des Reformationsjubiläums eine besondere, auch für die europäischen gesellschaftlichen Verhältnisse bedeutsame Wirkung.

Vielfalt, Minderheiten und Diaspora

Europa ist der Kontinent der Vielfalt. Das trifft in besonderer Weise auf die evangelischen Kirchen zu. Ein erster Blick auf die Religionslandschaft Europas

⁶ Claus Leggewie, Der Kampf um die europäische Erinnerung. Ein Schlachtfeld wird besichtigt, München: Beck 2011.

zeigt uns, dass etwa ein Drittel der europäischen Bevölkerung römisch-katholisch ist, ein weiteres Drittel orthodox und das letzte Drittel teilen sich die Menschen, die keiner Religionsgemeinschaft angehören oder keine religiösen Überzeugungen haben (das muss nicht dasselbe sein), die Evangelischen, die Muslime und viele weitere zahlenmäßig kleine Religionen. Von den rund 500 Millionen Europäern und Europäerinnen sind etwas mehr als 10 Prozent evangelisch. Die überwiegende Zahl der beinahe hundert Mitgliedskirchen der GEKE sind zahlenmäßig Minderheiten. Unter ihnen beginnt das Bewusstsein zu wachsen, sich selbst als Diaspora zu verstehen. Die Südosteuropa-Regionalgruppe der GEKE stellt dazu fest: „Der Einsatz für die Rechte aller Minderheiten, ein gemeinsamer Dienst an den Schwachen und die im Gebet, im Gottesdienst und im diakonischen Handeln gelebte Gemeinschaft der Kirchen ermöglichen es, die soziologische Tatsache der Minderheit positiv aufzunehmen und zur theologischen Aufgabe einer Diasporakirche zu wandeln.“⁷ Hier wird bereits ansatzweise jener relationale Diasporabegriff sichtbar, den der vor kurzem abgeschlossene mehrjährige Studienprozess der GEKE zur „Theologie der Diaspora“ entfaltet hat. Er beschreibt Diaspora nicht bloß als Mangel oder defizitären numerischen Zustand, sondern als Potential an Beziehungen, das der Kommunikation des Evangeliums entspricht und sie fördert. Unter Aufnahme neuerer Einsichten der Exegese wie der zeitgenössischen kulturwissenschaftlichen Forschung lässt sich die Diaspora primär als eine produktive, integrative und positive Existenzweise der Kirche würdigen. Damit ist der Diaspora-Begriff, wie er im deutschsprachigen Protestantismus des 19. Jahrhundert gepflegt und oft in problematischer Weise mit einer deutschnationalen Kulturprogrammatik aufgeladen wurde, überwunden. Das jetzt entwickelte Diasporakonzept begreift den Sinn der

⁷ Kirche gestalten – Zukunft gewinnen, in: Wilhelm Hüffmeier/Martin Friedrich (Hgg.), *Gemeinschaft gestalten – Evangelisches Profil in Europa*. Texte der 6. Vollversammlung der GEKE in Budapest, 12. bis 18. September 2006, Frankfurt/Main: Otto Lembeck 2007, 76-152, hier S. 119.

Diaspora in der Gestaltung von Beziehungsfülle im Sinne der Nachfolge Christi. Auch der biblische Gebrauch des Wortes *diaspora* beschreibt eine Beziehungsfülle. Während der Begriff der Minderheitenkirche oder der Minderheitensituation diesen Beziehungsreichtum begrifflich auf eine numerische Relation reduziert und tendenziell defizitär qualifiziert, besteht die Stärke eines relational akzentuierten Diasporabegriffs darin, die Vielfalt der Lebensbezüge von Gemeinden in der Diaspora sichtbar zu machen und das als wesentliche Gestaltungsaufgabe zu verstehen. Die biblischen Bilder der Diaspora, das Salz der Erde und das Licht der Welt sowie der Gedanke des ausgestreuten Samens im Ackerfeld der Welt betonen zugleich den Zusammenhang wie den Unterschied zwischen Kirche und Welt. Christliche Existenz ist immer auch ein Stück weit Existenz in der Fremde. Im zweiten Jahrhundert fasst ein christlicher Autor diese Einsicht folgendermaßen zusammen: Für die Christinnen und Christen ist jede Fremde Vaterland und jede Heimat Fremde" (Diognetbrief 5,5). So wird zugleich die Zugehörigkeit und der Unterschied zwischen der Kirche und der Welt, in der sie lebt, angesprochen. Das macht die Kirche zur geborenen Brückenbauerin. Auf diese Weise können Kirchen in Konflikten vermitteln, um Verständnis für andere Perspektiven werben und so zum Frieden beitragen - wie sie in früheren Zeiten leider oft zum Krieg beitrugen. Minderheitenkirchen sind so Brückenorte vielfältiger Art, zwischen Ost und Westeuropa, zwischen Konfliktparteien, zwischen Christen und Nichtchristen. Der Begriff Brücke impliziert damit immer eine doppeldeutige Erfahrung, die sowohl Fremdheit im Sinne von Getrenntsein als auch Verbundenheit impliziert. Zum Brückesein gehört, das Getrennte zu verbinden, ohne die Verschiedenheit aufzuheben. Für die evangelischen Kirchen ist dies im Leitbild einer „Einheit in versöhnter Verschiedenheit“ zusammengefasst. Weil wir die in den Kirchen und zwischen

den Kirchen und Religionen erleben, sind wir so frei, das auch in Europa einzubringen.

Herausforderung Rechtspopulismus

Die für Europa kennzeichnende offene und pluralistische Gesellschaft, von der ich eingangs gesprochen habe und in der die evangelische Kirche ihre fünffache Aufgabe wahrnimmt, ist heute bedroht. Phantasien von nationaler, ethnischer oder auch religiöser Homogenität leben in einem neu erwachten Nationalismus auf und die Hauptsorge rechtspopulistischer Politik gilt der Abschottung Europas als einer „Festung“ gegen jede Form der Migration, wobei auch in Kauf genommen wird, dass das Menschenrecht auf Asyl zunehmend untergraben wird. Die Polarisierung in den Gesellschaften nimmt zu. Als stünden sich zwei zunehmend unversöhnliche Lager gegenüber, für die es schon Begriffe gibt wie „Markt“ und „Festung“ (Philipp Blom), „Öffnungsagenda“ und „Abschottung“ (Ulrike Guerot), „Anywheres“ und „Somewheres“ (David Goodhart), die Globalisierungsverlierer und Abgehängten gegen die Gewinner, die Normalos und die Hipster und so weiter. Ivan Krastev, der aus Bulgarien stammende Politologe, hat mit seinem Essay „Europadämmerung“⁸ eine profunde Diagnose der anhaltenden Krise Europas geliefert. Er spricht von „lähmender Ungewissheit“, die die Gesellschaft erfasst hat, von einem Hin und Her zwischen hektischer Aktivität und fatalistischer Passivität, das nicht nur die Bürger und Bürgerinnen, sondern auch die politisch Verantwortlichen gefangen hält. Er weist darauf hin, dass in Krisenzeiten das Festhalten an der bisherigen Politik immer mehr an Unsicherheit erzeugt, als es Sicherheit vermitteln kann. Das mag der Grund dafür sein, warum – nicht nur in Osteuropa – zunehmend Parteien gewählt werden, die bereit sind zu handeln und dabei – wenn es nötig ist – auch bisher geltende Regeln zu brechen. Diese politischen Kräfte sind

⁸ Ivan Krastev, *Europadämmerung*. Ein Essay, Berlin: Suhrkamp 2017³

weitgehend rechts ausgerichtet – leider, wie man aus kirchlicher Sicht sagen muss. Sie stellen auch für die evangelischen Kirchen eine Herausforderung dar. Wie kann das Gespräch aufrecht erhalten werden, wenn gleichzeitig deutlich gemacht werden muss, wo die Grenzen dieser ressentimentgeladenen Politik zum christlichen Glauben aufzuzeigen sind? Gegenüber fremdenfeindlichen, rassistischen und vor allem antisemitischen Positionen, wie sie immer wieder – wie jüngst in Österreich – zu beobachten sind, und gegenüber demokratiegefährdenden Tendenzen kann nur „klare Kante“ gezeigt werden. Doch die mit der Diasporaexistenz der evangelischen Kirchen verbundene Brückenfunktion schließt ein, dass die Kirchen Orte des offenen Gesprächs ohne Hetze und Hass bleiben und vermehrt werden. Auf dieses spannungsvolle Miteinander von deutlicher Positionierung und gleichzeitiger Gesprächsbereitschaft hat Bischof Frank Otfried July vor knapp einem Jahr in Bad Boll hingewiesen⁹. Dabei werden in einem solchen Gespräch am Brückenort der Kirche die biblischen Überlieferungen im Mittelpunkt stehen, die unser Handeln bestimmen, auch und gerade wenn sie unterschiedlich ausgelegt werden. Dazu kommen jene Themen, die uns bei aller Gegensätzlichkeit gemeinsam sind. Dazu zähle ich den Klimawandel und die Globalisierung, aber auch die Migration und die Pluralität der Gesellschaft. Unser Alltag – egal, wo wir in den strittigen Fragen stehen mögen – ist eine „imperiale Lebensweise“ auf Kosten der Natur und der Nachkommen, auf Kosten der Menschen in den Ländern des Südens. Ich plädiere also für das unverdrossene Gespräch über die wirklichen Probleme und die wirklichen Herausforderungen, von denen eine emotionalisierte und moralisierende Stimmung und eine Beschäftigung mit einer Politik der Symbole nur ablenkt. Also eine biblisch begründete, aus dem Glauben erwachsende Sachlichkeit.

⁹ Frank Otfried July, Kirche und Rechtspopulismus – eine evangelische Position, AuG 67 (2017) 288-299.

Eberhard Jüngel hat auf der evangelischen Versammlung in Budapest 1992 die Beiträge benannt, die aus evangelischem Glauben in Europa gegeben werden müssen¹⁰. Sie erwachsen seiner Meinung nach aus heiterer Gelassenheit und nüchterner Sachlichkeit.

Damit evangelische Kirchen, Gemeinden und Einrichtungen ihre Brückenaufgabe wahrnehmen können, benötigen sie Gebäude und Ressourcen, die sie oft nicht aus eigenen Mitteln bereitstellen können. Hier hilft ein Diasporawerk wie das GAW. Die Projekte tragen also entscheidend dazu bei, dass evangelische Kirchen ihre Verantwortung für das Zusammenleben in Vielfalt wahrnehmen können. Aus österreichischer Sicht – aber mit Blick auf Europa - kann ich dafür nur dankbar sein und Danke sagen!

Schluss

Ivan Krastev meint beinahe poetisch: Die Europäische Union war immer eine Idee auf der Suche nach einer Realität. Das lässt bei mir natürlich alle Glocken läuten, denn es erinnert mich an das ausstehende Reich Gottes, dem nach wie vor und nicht selten durch die Kirchen selbst die Realität nicht entsprechen will und oft genug widerspricht. Aber da ist auch ein Unterschied: Das Reich Gottes ist eine verheißene Wirklichkeit, die kommt und nicht eine Wirklichkeit, die aus unseren Anstrengungen wird. Was aus Europa wird, weiß ich nicht. Aber dass uns Zukunft verheißen ist, das weiß ich und darauf vertraue ich. Diese verheißene Zukunft von Gottes Reich ist ein offener Möglichkeitsraum, in den unsere Welt gestellt ist. Dieses Vertrauen und diese Zukunftsoffenheit glaubwürdig und beispielhaft zu leben und in Europa – also an jedem Ort, an den uns Gott stellt - einzubringen, das sehe ich als die Aufgabe evangelischer Kirchen in Europa.

¹⁰ Eberhard Jüngel, Das Evangelium und die evangelischen Kirchen Europas, in: ders., Indikative der Gnade – Imperative der Freiheit, Tübingen: Mohr Siebeck 2000, 279-295.

